

IUS COMMUNE

Zeitschrift für Europäische Rechtsgeschichte

Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts
für Europäische Rechtsgeschichte
Frankfurt am Main

XXIII

Herausgegeben von DIETER SIMON
und MICHAEL STOLLEIS

JUST
LIT



Vittorio Klostermann Frankfurt am Main
1996

HUBERT TREIBER

Ansichtssache*

Der Titel des sechsten *Jahrbuchs für europäische Verwaltungsgeschichte* klingt vielversprechend und lädt zur Lektüre ein. „*Bilder der Verwaltung*“ heben zum einen auf sinnlich-anschauliche Eindrücke ab: seien es Karikaturen des Simplicissimus, Lithographien von A. Paul Weber oder architektonische Signale, die die Fassaden von Verwaltungsgebäuden in Italien, Frankreich und den Niederlanden im 18. und 19. Jahrhundert aussenden.¹ Doch gerade das vermutlich anschaulichste Bild von Verwaltung – die von ihr bevorzugte Architektur, deren Formenarsenal über Ländergrenzen und Zeiten hinweg wenig variabel zu sein scheint – wirft die Frage auf, inwieweit das „Sichtbarmachen“ der sinnlichen „Selbstaussage“ von Baukunst ganz ohne methodologisch-methodische Selbstvergewisserung auskommen kann. Denn beispielsweise läßt sich die ästhetische Form/Gestalt eines Bauwerks angesichts ihrer vielfachen Wiederholung nur bedingt auf die einmaligen Entstehungsbedingungen zurückführen. „*Bilder der Verwaltung*“ stellt aber auch auf literarisch-belletristische Darstellungsweisen ab, entweder in der Form der von Verwaltungsbediensteten verfaßten *Memoiren* oder in der Form des *Romans*, der nicht ausschließlich von solchen Autoren geschrieben wurde, die inzwischen als Klassiker gelten, sondern mitunter auch von (ehemaligen) Bürokraten, die die vorherrschende Fremddarstellung von

* Besprechung von: *Bilder der Verwaltung. Memoiren, Karikaturen, Romane, Architektur*, hg. von ERK VOLKMAR HEYEN. (Jahrbuch für europäische Verwaltungsgeschichte 6). Baden-Baden: Nomos 1994. IX, 340 S., DM 98,-

¹ D. FRIGO, La rappresentazione dell'amministrazione a Mantova tra antico regime ed età napoleonica: palazzi, riti e simboli, pp. 197–214; A.-M. CHÂTELET, Jalons pour une histoire de l'architecture de l'administration publique en France au 19e siècle, pp. 215–242; N. RANDERAAD, In Search of a National Building Style: Administrative Architecture in the Netherlands in the Second Half of the 19th Century, pp. 243–260. Alle drei Studien sind informativ und höchst anschaulich geschrieben, sie verdienen, gelesen zu werden.

Literaten um eine eher erfahrungsgesättigte („realistischere“) Dimension der Innenansicht von Verwaltung bereichern.

„Bilder der Verwaltung“ ist ein Titel von großer Ambivalenz. Es geht nicht nur um Innen- oder Außenansichten bzw. um Selbst- oder Fremddarstellungen, sondern immer auch um die Frage, ob dabei eine „objektive“ oder subjektive Perspektive eingenommen wird. Beide Sehweisen sind möglich, doch sollten sie zunächst einmal auseinander gehalten werden, und selbst dann, wenn man die Grenze zwischen Fiktion und Faktum radikal in Frage stellt, hat man sich der dabei eingenommenen Position zu vergewissern. Die hier nur angeschnittene Problematik stellt sich bei einer Reihe von Beiträgen auf besonders anschauliche Weise, so daß gerade diesen unter den insgesamt 17 Aufsätzen² des Jahrbuchs im folgenden besondere Aufmerksamkeit zukommen soll.

Fangen Romane vornehmlich die Perspektive des „low-ranking personnel“ ein, so handelt es sich, wie der kenntnis- und materialreiche Beitrag von R. Morsey zeigt, bei den Memoiren nicht selten um Karrierechroniken, die in der Regel von Spitzenbeamten niedergeschrieben wurden – im Rückblick auf ein „erfülltes Leben“. Hieraus ergeben sich methodische Folgerungen hinsichtlich des Quellenwertes solcher autobiographischer (Selbst-)Darstellungen. Diese Problematik spricht Morsey (p. 48 s.) zwar kurz an, seine kritischen Anmerkungen

² Außer R. MORSEY, *Memoiren als Quellen zur Preußischen Verwaltungsgeschichte im Wilhelminischen Deutschland* (pp. 29–49), auf den im Text eingegangen wird: A. CREMER, *Les grands administrateurs français au début de l'époque moderne vus par eux-mêmes* (16e/17e siècles), pp. 1–27; V. PELLEGRINI, *Biografie e memorie dei funzionari dell'Italia unita*, pp. 51–64; *The Heroic Approach in the Historiography of Public Administration in the United Kingdom*, ed. by R. A. CHAPMAN, B. J. O'TOOLE, pp. 65–77.

Außer M. KILIAN (pp. 79–97) und G. MELIS, *The Irresistible Rise of Monssù Travet: the Bureaucrat in Italian Literature from the 19th to the 20th Century* (pp. 99–120), die beide im Text behandelt werden: G. THUILLIER, *La bureaucratie féminine dans le roman 'Ces dames les ronds de cuir' d'Anna Pasquin*, pp. 121–124.

Außer A. LÜDTKE und T. ERWIG-DRÜPPEL (pp. 125–177) und E. V. HEYEN, *Die Bürokratie in der satirischen Graphik A. Paul Webers* (pp. 179–196), die ausführlich besprochen werden: J.-M. BERLIÈRE, *Images de policiers en France: deux siècles de fantasmés*?, pp. 125–148.

Auf F. MONNIERS Beitrag über Tocqueville wird ausführlich im Text eingegangen.

Die im Schlußabschnitt des Jahrbuchs („Forum“) präsentierten Berichte: J.-L. MESTRE, *Le contentieux administratif sous la Révolution française d'après des travaux récents*; E. V. HEYEN, M. RAUTENBERG, *Verwaltungsgeschichte der DDR: Hinweise zu Literaturstand und Archivlage*; R. D. MIEWALD, *European Administrative History and American Public Administration*, liest man alle mit Gewinn.

hätten jedoch weitaus radikaler ausfallen können. erinnert sei in diesem Zusammenhang nur an die allen „Lebensgeschichten“ mitgegebene „Lebenslüge“, auf P. Bourdieu³ hingewiesen hat:

„Man ist zweifellos berechtigt zu unterstellen, daß die autobiographische Erzählung sich immer, mindestens teilweise, von dem Ziel anregen läßt, Sinn zu machen, zu begründen, eine gleichzeitig retrospektive und prospektive Logik zu entwickeln, Konsistenz und Konstanz darzustellen, indem sie einsehbare Beziehungen wie die der Folgewirkung von einem verursachenden oder letzten Grund zwischen aufeinanderfolgenden Zuständen herstellt, die so zu Etappen einer notwendigen Entwicklung gemacht werden. (Und es ist wahrscheinlich, daß der Ertrag von Kohärenz und Notwendigkeit prinzipiell interessegeleitet ist, variabel je nach Position und Laufbahn [...]).“

Insofern ist es keine Überraschung, wenn die Memoirenschreiber Aspekten der familialen und beruflichen Sozialisation mit aufschlußreichen Details zu Rekrutierungs- und Beförderungspraktiken⁴ besondere Aufmerksamkeit schenken. Weil andere als „Leistungskriterien“ dabei oft genug eine entscheidende Rolle spielten – u. a. die Bereitschaft zu Gehorsam, Unterordnung und loyalen Verhalten (garantiert durch spezifische gesellschaftliche Mechanismen zur Herstellung und Aufrechterhaltung sozialer Homogenität, zu nennen wäre hier u. a. das Verbindungswesen) – und diese gesellschaftlichen „Selbstverständlichkeiten“ den Memoirenschreibern, die durch jene ja privilegiert wurden, durchaus „normal“ erscheinen mußten, präsentieren sie gerade zu diesen gängigen Rekrutierungs- und Beförderungspraktiken ein verlässliches Faktenwissen (p. 35 ss.), das zugleich die von ihnen geglaubte Legende von der unpolitischen preußischen Verwaltung Lügen straft. Es hätte das Bild vollends abgerundet, wenn in dem Abschnitt über „Repräsentation und Karriere“ (p. 40 ss.) deutlicher auf jene funktionale Seite gesellschaftlicher Verpflichtungen eingegangen worden wäre. Die zitierte, scheinbar belanglose Mitteilung, „die ‚Repräsentation in der Gesellschaft‘ galt als ‚anstrengende Tätigkeit‘“ (p. 40), bedeutet weit mehr: sie verweist auf anstrengende Beziehungsarbeit zum Erwerb und zur Anhäufung von „Sozialkapital“ mit der Chance,

³ Die biographische Illusion, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History I (1990), pp. 75–81; p. 76.

⁴ Die auf E. Kehr zurückgehende These vom „System Puttkamer“ dürfte zwischen MORSEY (p. 42 s.) und WEHLER (Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. III, München 1995, p. 1446) weiterhin strittig bleiben.

„Zufallsbekanntschaften in dauerhafte Beziehungen“ (Bourdieu) zu verwandeln; allerdings ist ein gewisses Einkapital (z. B. als Verbindungsbruder) erforderlich, denn auch hier gilt der Matthäus-Effekt: nur wer hat, dem wird gegeben. Über „die nicht mehr abreißende Abfolge dienstlich bedingter Einladungen und Gegeneinladungen“ (p. 40) reproduziert sich eine soziale Struktur, eine mehr oder weniger „geschlossene Gesellschaft“, deren Mitglieder durch die Doppelung von Endogamie und Berufsgruppen-Vernetzung nicht selten bereits miteinander verbunden sind. Will man zu diesem auserlesenen Kreis dazugehören, muß man Zeit und Geld investieren, vor allem aber rastlose Beziehungsarbeit verrichten, die schließlich mit gesellschaftlicher und beruflicher Reputation belohnt wird. Insofern stellen die vielen gesellschaftlichen Anlässe Situationen der Bewährung und Auslese dar, „Exerzierfelder“ zur Aneignung jenes kulturellen Geschmacks und des dazugehörenden Lebensstils, die jedem sozialen Aufsteiger zum festen Bestandteil seiner Person, zum „Habitus“, werden müssen. Nur so lernte er, mit den damals so wichtigen „kleinen Erkennungszeichen der Dazugehörigkeit“ sicher umzugehen.

Wer sich als Memoirenschreiber „zum Ideologen seines eigenen Lebens (macht)“ (Bourdieu) und seine Identität nicht ausschließlich aus der „Konstanz des Namens“ ableitet, sondern sie, zumal als Spitzenbeamter, auch auf eine erfolgreich abgeschlossene Beamtenlaufbahn bezieht, verzichtet in der Regel darauf, seinen Dienstherrn massiv zu kritisieren. Die Chancen zu einer „Fundamentalkritik“ der Verwaltung, die nicht überzogen wirkt, steigen indessen, wenn an die Stelle der Autobiographie der Büroroman tritt, sofern er den Subalternbeamten gilt und von einem „insider“ geschrieben wurde, wie dies bei Rinaldo De Sterlich (p. 104 s.) und Matilde Serao (p. 109 s.) beispielsweise der Fall ist, auf die G. Melis (p. 99 ss.) u. a. Bezug nimmt. Allerdings muß noch eine weitere Voraussetzung erfüllt sein, damit der Büroroman nicht klischeehafte Verzeichnungen liefert. Dieser muß nämlich aus dem „Geist der Reportage“ heraus geschrieben worden sein und zu einer „Reise in die eigene Gesellschaft“ einladen. Der Büroroman gerät dann zu einer spannenden Sozialreportage, wenn sein Autor in der Doppelrolle von Reporter und Reform (Kritiker) völlig aufgeht: „Der Reform (Kritiker) wendet sich der sozialen Wirklichkeit aus der Ameliorationsperspektive zu. Für ihn sind andere und fremde Lebenswelten nicht bloß fremd, sondern gemessen an moralischen und zivilisatorischen Standards, zugleich defizitär. Der Reporter dagegen

erstattet über andere und fremde Lebenswelten Bericht“ (Lindner 1990, p. 265).⁵ So ist G. Melis dank seiner Autorenauswahl in der glücklichen Lage, ein spannendes und wirklichkeitsnahes Bild des italienischen Bürokraten nachzuzeichnen, wie er in den Jahrzehnten vor und nach der letzten Jahrhundertwende als Romanfigur existierte.

Demgegenüber muß M. Kilian, der den anspruchsvollen Versuch unternimmt, „Das(!) Bild der Verwaltung in der(!) deutschsprachigen Belletristik“ zu skizzieren, gleich zu Beginn seines Beitrags die Enttäuschung seiner Erwartung vermelden, aus dem „Zusammenstoß“ von regelgeleiteter formalisierter Verwaltungsorganisation und „pralle(m), ‚wirkliche(n)‘ Leben mit seiner (...) Neigung zu Chaos und Anarchie“ müsse sich eine „schier unübersehbare Fülle an Stoff und eine Vielzahl an Ausdrucksformen für die ‚schöne Literatur‘ ergeben“ (p. 79). Er kann sich allerdings damit trösten, daß er sich mit dieser Fehleinschätzung in guter Gesellschaft befindet. So bekennt H. Bosetzky,⁶ der ausführlicher zitiert werden soll, weil sein Fazit mit den von Kilian gezogenen „Schlußfolgerungen“ (p. 95 ss.) übereinstimmt, in einem Renate Mayntz zugedachten Festschriftbeitrag freimütig:

„Damals (...) hatte ich als gewesener Siemens-Stammhauslehrling und angehender Schriftsteller immer noch den Eindruck, daß keiner der von (Frau Mayntz) hochgeschätzten wissenschaftlichen Beiträge das ‚Eigentliche‘ einer bürokratischen Organisation erfaßt hatte. Meine Argumentation war dabei in etwa dieselbe wie die von Armanski, Bruns und Penth (Deutschland – Deine Beamten, Berlin 1977, S. 7): ‚Das Realistische, ein der künstlerischen Darstellung vorbehaltener Begriff, spricht eine Nähe zur Erlebniswirklichkeit an, die die sozialen Wissenschaften nicht beanspruchen. Wie soziale Verhältnisse sich in die Einzelphysiognomie fortsetzen, zu persönlichen Handlungen und Schicksalen werden, ist allein literarisch faßbar.‘ Seither habe ich – immer mit ‚Frau Mayntz‘ als ‚verinnerlichter Gesprächspartnerin‘ – fast verbissen ‚diesen meinen‘ Weg verfolgt, um nun beim Thema Bürokratische Sozialisation zu merken, daß auch er recht eigentlich eine Sackgasse ist, denn spätestens seit unserer Analyse von Büroromanen⁷ weiß ich,

⁵ ROLF LINDNER, Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage, Frankfurt am Main 1990. Mit Lindner sei in diesem Zusammenhang nur daran erinnert, daß die soziologische Erforschung der Stadtkultur der Chicago-Schule aus der *journalistischen Reportage* hervorgegangen ist.

⁶ Bürokratische Sozialisation in den Zeiten des Wertewandels, in: Systemrationalität und Partialinteresse. Festschrift für Renate Mayntz, hg. von HANS-ULRICH DERLIEN, UTA GERHARDT und FRITZ W. SCHARPF, Baden-Baden 1994, pp. 99–122, p. 99.

⁷ Gemeint ist MARIA KURBUHN, Analyse von Büroromanen, in: Erfassung von Büro-kultur. Empirische Verwaltungsforschung, hg. von HORST BOSETZKY und PETER HEIN-

wie ins sehr Negative verzerrt Schriftsteller/innen, die sich offenbar allesamt in der Kafka-Nachfolge begreifen, das Leben in großen Organisationen beschreiben. Durchweg breiten sie die Rollendistanz, die Entfremdung, die Frustrationen und Depressionen, kurz: das Leiden ihrer Protagonisten fast genüßlich aus.“

Möglicherweise wäre die Enttäuschung weniger herb ausgefallen, hätte man sich daran erinnert, daß in der seit den 60er Jahren in den USA geführten Debatte um den vermeintlichen Gegensatz zwischen szientifischer und literarischer Orientierung, der zu dem Schlagwort von den „Zwei Kulturen (Welten)“ Anlaß gab, genau die im Bosetzky-Zitat angesprochenen konträren Positionen diskutiert worden sind.⁸ „The Administrative Novel“ stand bei dieser Debatte als Kürzel für die Behauptung, daß die Auswirkungen auf die Erlebniswirklichkeit von Mitgliedern bürokratischer Großorganisationen wissenschaftlich nur unzureichend erfaßt werden könnten; hierzu seien die im Wege literarischer Verarbeitung eingeräumten Ausdrucksmöglichkeiten weitaus geeigneter.

Dieser Gegensatz erinnert auf frappante Weise an die im 19. Jahrhundert geführte Diskussion hinsichtlich des Unterschieds zwischen Natur- und Geisteswissenschaften (Kulturwissenschaften). So stellt Hermann v. Helmholtz⁹ in seiner Heidelberger Rektoratsrede vom 22. November 1862 den folgenden Unterschied heraus: „Die Naturwissenschaften sind meist im Stande, ihre Inductionen bis zu scharf ausgesprochenen Regeln und Gesetzen durchzuführen, die Geisteswissenschaften haben es überwiegend mit Urtheilen nach psychologischem

RICH, (Publikationen der Fachhochschule für Verwaltung und Rechtspflege), Berlin 1988, Bd. 62, pp. 153–171, insb. p. 168ss.; vgl. auch die von M. KURBUHN erstellte „Bibliographie von Büroromanen, z.T. mit Abstracts“, a.a.O., pp. 229–255, mit 48 Titeln! Ferner: H. BOSETZKY, Organisationswirklichkeit anhand dreier Romane, in: *Verwaltungsrundschau* 26 (1980), pp. 8–12. Hilfreich wäre auch ein Blick in: HANS-JOACHIM FRITZ, Menschen in Büroarbeitsräumen, München 1982 (insb. p. 95 ss. u. p. 143 ss.) gewesen, weil dieser Fiktion (= Angestelltenroman) und Faktum (eigene teilnehmende Beobachtung) zusammenbringt.

⁸ Vgl. u. a. HOWARD E. MCCURDY, Fiction Phenomenology, And Public Administration, in: *Public Administration Review* 33 (1973), pp. 52–60; MORTON KROLL, Administration Fiction and Credibility, in: *Public Administration Review* 25 (1965), pp. 80–84; ROWLAND EGGER, The Administrative Novel, in: *American Political Science Review* 53 (1959), pp. 448–455; sowie insb. DWIGHT WALDO, The Novelist on Organization and Administration: An Inquiry into the Relationship Between Two Worlds, Berkeley 1968 (Institute of Governmental Studies).

⁹ Über das Verhältnis der Naturwissenschaften zur Gesamtheit der Wissenschaft, in: DERS., Das Denken in der Naturwissenschaft, Darmstadt 1968, pp. 3–29, p. 16.

Tactgefühl zu thun.“ Helmholtz nennt diese Art der Induktion auch „künstlerische Induktion“, eine Formulierung, die an Windelbands Unterscheidung zwischen nomothetischen und idiographischen Wissenschaften erinnert, insofern als für ihn „Gesetz“ und „Ereignis“ als „inkommensurable Größen unserer Weltvorstellung nebeneinander bestehen“ und er die Leistungen des Historikers mit den kreativen Leistungen in der Kunst vergleicht. Ihm zufolge hat nämlich der Historiker „an demjenigen, was wirklich war, eine ähnliche Aufgabe zu erfüllen, wie der Künstler an demjenigen, was in seiner Phantasie ist. Darin wurzelt die Verwandtschaft des historischen Schaffens mit dem ästhetischen und die der historischen Disziplinen mit den belles lettres.“¹⁰ Insofern nimmt Windelband in gewisser Weise eine in jüngster Zeit von Historikern vertretene Auffassung vorweg, die davon ausgeht, daß „Geschichte enger mit Literatur als mit Wissenschaft verbunden sei, daß „auch Klio dichtet“.¹¹ Der von F. Monnier dem Jahrbuch überlassene Beitrag zu Tocqueville – worauf zurückzukommen ist – führt erneut mitten in diese Problematik hinein.

Bei den von Kilian herangezogenen Autoren – wobei ungeklärt bleibt, welche Kriterien die Auswahl bestimmten – scheint es freilich so zu sein, daß deren Erzählkunst am „Kern der Sache“ vorbeigeht. Wie man aus dieser Sackgasse herausfindet, hat indessen H.-U. Derlien vorgeführt. Der seinem Beitrag mitgegebene Titel: „Bureaucracy in Art and Analysis: Kafka and Weber“¹² bezeichnet exakt sein Vorhaben: die „zwei Kulturen“ mit Hilfe zweier ihrer hervorragendsten Repräsentanten einander gegenüberzustellen, d. h. Kafka mit einem „an Weber geschulten Auge“ zu lesen. Dieses Vorhaben bietet sich auch deshalb an, weil es als gesichert gelten kann, daß Kafka bei der szientifischen Kultur Anleihen vorgenommen hat. So hat beispielsweise Astrid Lange-Kirchheim¹³ zwischen Kafkas Erzählung „In der Strafkolonie“ und Alfred Webers Essay „Der Beamte“¹⁴ eine „frappierende partielle

¹⁰ WILHELM WINDELBAND, Geschichte und Naturwissenschaft. Straßburger Rektoratsrede 1894, in: DERS., Präludien. Aufsätze und Reden zur Philosophie und ihrer Geschichte, Bd. 2, Tübingen 1921, pp. 136–160, p. 144 ss. u. p. 150.

¹¹ GEORG G. IGGERS, Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert, Göttingen 1993, p. 12; Iggers bezieht sich auf HAYDEN WHITE, Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses, Stuttgart 1986.

¹² Vgl. Journal of Kafka Society of America 15 (1991), pp. 4–20.

¹³ Vgl. Germanisch-Romanische Monatsschrift, N.F., Bd. 27 (1977), pp. 202–221.

¹⁴ Vgl. Die Neue Rundschau 21 (1910), pp. 1321–1339, erneut abgedruckt in: ALFRED WEBER, Haben wir Deutschen nach 1945 versagt? Politische Schriften, ausgewählt u. eingeleitet von CHRISTA DERICUM, Frankfurt am Main 1982, pp. 29–52.

Übereinstimmung“ ausgemacht. Derlien führt nun den Nachweis, daß Kafkas „Bürokratie“ eher dem Weberschen Typ der „Patrimonialbürokratie“, also einer traditionellen Form, entspricht und insoweit auch die damalige Verwaltungswirklichkeit der Habsburger Monarchie widerspiegelt; auf der anderen Seite aber auch eine Verarbeitung seiner Büroerfahrungen bei der Arbeiter-Unfall-Versicherungsanstalt¹⁵ darstellt, jedoch nicht zur Gänze hierauf zurückgeführt werden kann: „It is also, of course, an artistic device“ (Derlien 1991, p. 9). Insofern verarbeitet Kafka biographische wie epochenspezifische Erfahrungen, die sich mit der von Weber geteilten Vorstellung, die verabsolutierte formelle Rationalität moderner Bürokratien schaffe das künftige „Gehäuse der Hörigkeit“, zusammenbringen lassen.

Zugegebenermaßen lassen sich nicht alle von Heyen (p. 179 ss.) präsentierten Lithographien A. Paul Webers, die dieser zur Bürokratie entworfen hat, unter die Vision der „großen Lähmung“ subsumieren (p. 185), die im Medium der Graphik festhält, was ihn, aber auch andere, wie beispielsweise Baudelaire, Kafka, Alfred oder Max Weber¹⁶ bedrückte – die Horrorvorstellung einer erneuten „Fellachisierung der Gesellschaft“ (Max Weber). Doch läßt sich gerade bei jener Lithographie anschaulich zeigen, daß die Suche nach einem „Sinn für die positive Leistung der öffentlichen Verwaltung“ in A. Paul Webers satirischer Graphik (p. 195) verfehlt sein dürfte. Wenn dieser über seine Bilder sagt, „ich nenne diese Arbeiten politische Zeichnungen, oder, noch besser, *ernste* Zeichnungen“ (p. 191, Fn. 39; eig. Hervorh.), dann impliziert dieses Selbstzeugnis eine spezifische Auffassung von der Rolle/Aufgabe des Künstlers: Er hat die „Kritik zu seinem Beruf“ zu machen. Ein diesem Imperativ verpflichteter Künstler ist ein „moderner Seher“, der das ihn Beängstigende und Quälende im Bild festhält und damit weitergibt, ein Warner, vergleichbar dem jüdischen Unheilspropheten: „Niemals hat die Prophetie etwas über einen ‚besten Staat‘ ausgesagt (...), niemals vollends versucht, (...) sozial-ethisch orientierte politische Ideale (...) in die Realität umsetzen zu helfen“, ¹⁷ niemals verbinden sich mit ihrer Kritik materiale politische

¹⁵ Vgl. FRANZ KAFKA, In der Strafkolonie. Eine Geschichte aus dem Jahre 1914, hg. von KLAUS WAGENBACH, 2. Aufl., Berlin 1995.

¹⁶ Vgl. CHRISTOPH BRAUN, Max Webers Musiksoziologie, Laaber 1992, insb. p. 60 ss., p. 67 ss., p. 78 ss.

¹⁷ MAX WEBER, Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Bd. 3: Das antike Judentum, Tübingen 1976, p. 289 [GARS III].

Absichten, niemals ein, um Heyens Ausdrucksweise zu gebrauchen, „positiver Kern“! Gleich dem ethischen Propheten, einer Figur von hoher *Ernsthaftigkeit*, befindet sich der Künstler als „Seher/Warner“ „in einem steten Zustand der Spannung (. . .), in welchem ihm selbst die unscheinbarsten Dinge des Alltags zu beängstigenden Rätseln“ geraten (GARS III, p. 305 s.). Die vom Künstler beanspruchte Kompetenz, „Kritik als Beruf“ zu üben, fällt, folgt man M. R. Lepsius,¹⁸ unter die Rubrik der „quasi-kompetenten Kritik“, die jeweils zu wählen hat „zwischen größerem oder geringerem Professionsschutz und größerem oder geringerem Wirkungsradius“ (Lepsius 1990, p. 281). Quasi-kompetente Kritik beruft sich gern „auf eine höhere und allgemeine Ebene der kulturellen Werte“, welche so generell sind, daß sie „nicht mehr in Konflikt treten mit sozialen Gebilden, die die Kompetenz über die Interpretation dieser Werte monopolisiert haben“ (Lepsius 1990, p. 281). Indem Heyen A. Paul Weber die „allseitige Anmahnung eines Menschen- und Bürgerethos“ (p. 195) zuschreibt, reduziert er ungewollt den Schutz des Kritikers, der sich nunmehr die Frage gefallen lassen muß, inwieweit er als Künstler bei dieser Thematik überhaupt kompetent mitreden kann. Die Lehre, die sich hieraus ziehen läßt, besteht in der Einsicht, daß „eine bestimmte Art der Kritik nicht mehr professionalisierbar ist, daher keine Kompetenzsicherung erhalten kann“ (Lepsius 1990, p. 281).

Wenn A. Paul Weber eine seiner Lithographien zur Bürokratie mit einem Text von Tocqueville unterlegt, bemüht er (möglicherweise aus einem Bedürfnis nach Kompetenzsicherung) einen *allgemein* geachteten Autor, dessen Kompetenz als Wissenschaftler resp. Historiker jedoch schon früh angezweifelt wurde. So urteilt James Bryce schon 1888 über Tocquevilles „Demokratie in Amerika“: „Man darf nur nicht vergessen, daß es trotz seiner wissenschaftlichen Form in Wirklichkeit ein Kunstwerk ist und nicht ein wissenschaftliches Werk.“¹⁹ Dieser Vorwurf hat mit dem engagiert geschriebenen Beitrag F. Monniers mit dem Titel „Faut-il relire Tocqueville“ (p. 263 ss.) eine Neuauflage erhalten: Auch Monnier spricht Tocqueville die Kompetenz als Historiker ab, wenn er ihn „als nicht ausreichend quellenbewußt“ kritisiert

¹⁸ Kritik als Beruf. Zur Soziologie der Intellektuellen, in: DERS., Interessen, Ideen und Institutionen, Opladen 1990, pp. 270–285.

¹⁹ Zitiert nach WILHELM HENNIS, Tocquevilles „Neue Politische Wissenschaft“, in: Aspekte der Kulturosoziologie. Zum 60. Geburtstag von Mohammed Rassem, hg. von JUSTIN STAGL, Berlin 1982, pp. 385–407, p. 386.

und ihm vorwirft, den historischen Tatsachen Gewalt anzutun, weil er diese nicht über Quellen erschließe, sondern vielmehr Geschichte studiere, um deren gesetzmäßigen Abläufe und deren Auswirkungen in der Zukunft erfassen zu können – im Lichte deterministisch-ideologischer Vorgaben. Insofern verrichte er das Geschäft eines Theoretikers (Frage: Ist dies eine Auf- oder Abwertung?) und nicht das eines Historikers (insb. p. 265 s. u. p. 274 s.).²⁰

Wer die Kompetenz des Historikers an diesen Kriterien mißt, müßte sich jedoch heutzutage wenigstens mit den Thesen auseinandersetzen, mit denen Hayden White in seinem Buch „Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa“²¹ aufwartet, zumal er sich auch eingehend mit Tocqueville befaßt (a. a. O., pp. 251–301). In noch vertretbarer Vereinfachung läßt sich die Argumentation Whites wie folgt skizzieren: Der (d. h. jeder) Historiker organisiert die von ihm zu behandelnden historischen Ereignisse in der Zeitfolge zu einer Chronik, an die er drei verschiedene „Erklärungsstrategien“ (Strategien des „Anscheins der Erklärung“) heranträgt. Zunächst bemüht er spezifische Kunst-Formen narrativer Strukturierung: Romanze, Tragödie, Komödie und Satire, um aus dem „Material“ eine Geschichte („Fabel“) machen zu können. Sodann folgt eine kognitive Operation: nämlich durch verschiedene Arten formaler Schlußfolgerungen der „Fabel“ einen fundierten Sinnzusammenhang zu verleihen. White unterscheidet hier die Typen des Formativismus, des Organizismus, des Mechanismus und des Kontextualismus und weist darauf hin, daß die professionalisierte Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts nur die Wahl zwischen formativistischer und kontextualistischer Argumentation „zuließ“, so daß Tocqueville, der die mechanistische Argumentation „gewählt“ hatte, die auf die Entdeckung historischer Gesetzmäßigkeiten aus war, um auf einem hohen Abstraktionsniveau Aussagen über deren Wirkungen machen zu können, schon damals ein „Außenseiter“ war. Diesen vier Arten formaler Argumentation (oder Kombinationen von ihnen) schreibt White also den Status von „Wahr-

²⁰ Tocquevilles Notizhefte, in denen er die während seiner Amerikareise geführten „Experteninterviews“ festgehalten hatte, zeigen, daß er auch an einer induktiven Vorgehensweise Gefallen gefunden hatte. Vgl. ALEXIS DE TOCQUEVILLE, *Viaggio in America 1831–1832*, a cura di UMBERTO COLDAGELLI, Milano 1990; RICHARD REEVES, *American Journey. Traveling with Tocqueville in Search of Democracy in America*, New York 1983.

²¹ Frankfurt am Main 1991, insb. pp. 9–62; pp. 65–83; pp. 179–190; pp. 553–564.

heitstheorien“ zu, da diese Operation letztendlich die „eigentliche“ Erklärung liefert. Die mit den beiden bisher genannten Erklärungsstrategien jeweils eingeräumten Kombinationsmöglichkeiten lassen sich zu vier ideologischen Implikationen verbinden (Anarchismus, Konservatismus, Radikalismus, Liberalismus), die Grundannahmen zur historischen Erkenntnis (Einfühlung, Intuition oder Vernunft) wie zum sozialen Wandel zum Ausdruck bringen. Entscheidend für die Argumentation Whites ist jedoch die Behauptung, daß der Historiker, bevor er die skizzierten Strategien anwenden kann, in einem „*poetischen Akt*“ ein „vorbegriffliches sprachliches Protokoll“ erstellen muß, das sich durch den in diesem vorherrschenden Tropus (Metapher, Metonymie, Synekdoche, Ironie) kennzeichnen läßt: „Das Problem besteht für den Historiker also darin, ein die lexikalische, grammatische, syntaktische und semantische Dimension umfassendes Protokoll zu erstellen, mittels dessen das Feld und seine Bestandteile *in seiner eigenen Sprache* (anstatt in der Sprache der Quellen) beschrieben werden können, und es so für die Erklärung und Darstellung vorzubereiten, die er danach in seiner Erzählung geben wird“ (White 1991, p. 49). Quellen „erzählen“ also nicht von selbst, sondern müssen zum „Erzählen“ gebracht werden, was zur Folge hat, daß jede Verknüpfung von aus Quellen herauspräparierten „historischen Tatsachen“, die mehr sein will als ein Archivbericht, einen „geschichtsphilosophischen Kern“ (in den Worten Monniers: deterministische Vorgaben) zum Vorschein bringt, ohne den, so White (1991, p. 12), die Werke der von ihm untersuchten „großen Historiker“ des 19. Jahrhunderts (Michelet, Ranke, Tocqueville und Burckhardt) nicht hätten geschrieben werden können.

Der im „vorbegrifflichen Protokoll“ vorherrschende Sprachgebrauch, d. h. der vorherrschende Tropus, eröffnet hinsichtlich der drei Erklärungsstrategien Entsprechungsverhältnisse. Auf Tocqueville bezogen: dem von ihm bevorzugten Sprachgebrauch der *Metonymie* entspricht die *mechanistische* Form der Schlußfolgerung, die zur Erzählstruktur der *Tragödie* eine Affinität aufweist (im Spätwerk Tocquevilles macht White allerdings ein Moment ironischer Resignation aus), welche zusammen eine *radikale* Position implizieren. Fazit: alle von Monnier an Tocqueville adressierten Vorwürfe finden einen Platz in der von White zur Verfügung gestellten formalen Theorie, mit dem bezeichnenden Unterschied, daß sie in einem anderen Licht erscheinen: nicht als das Versagen eines Historikers, sondern als weitgehend kohärente Leistung eines frühen Vertreters moderner

Geschichtskonzeption, deren „wissenschaftliche“ Natur im „unvermeidlich poetischen Charakter der Geschichtsschreibung“ begründet ist (White 1991, p. 12).

Als ein in mehrfacher Hinsicht problematischer Beitrag soll zum Schluß der von A. Lüdtke und T. Erwig-Drüppel (p. 149 ss.) verfaßte herausgestellt werden, der die Überschrift „Das Subject. Das Object: Polizisten und andere Amtspersonen im ‚Simplicissimus‘ 1896–1914“ erhalten hat. Bereits eine flüchtige Lektüre entdeckt nicht nur *Flüchtigkeitsfehler*,²² so daß hier die Frage wenigstens aufgeworfen werden soll, ob nicht der Herausgeber eines Bandes nach Wegfall des Verlagslektors die diesem einst zugedachten Aufgaben zu übernehmen hätte. Der Text scheint in großer Eile und ohne große Sorgfalt erstellt worden zu sein, auch was die Stringenz der vorgebrachten Überlegungen und Erklärungsangebote angeht. Weder der Titel des Beitrags noch einzelne Kapitelüberschriften halten, was sie jeweils versprechen. Exemplarisch soll dieser Nachweis durch eine kritische Auseinandersetzung mit dem IV. Kapitel „Syntax“ – zu den Regeln der Gesellschaft“ (pp. 154–157) erbracht werden, das auch deshalb ausgewählt wurde, weil an das dort behandelte „stumme“ (kommentarlose) Doppel-Bild aus dem „Simplicissimus“ – es ist mit „Syntax“ überschrieben, das obere wie das untere Bild ist jeweils mit von der Lehre vom Satzbau entliehenen Begriffen: „Das Subject“ – „Das Object“ beschriftet – eine Interpretation herangetragen wird, die die Dichotomie von „oben“ und „unten“ zur vorherrschenden (analytischen) Betrachtungsweise erhebt und sie qua Titel auch dem Beitrag programmatisch voranstellt, so daß sich die Frage nach der Dichotomie von analytischer Betrachtungsweise und erfahrungsbezogener Sehweise (eines Bildbetrachters) ge-

²² Einige seien hier aufgeführt: p. 154: „Auf ‚Das Object‘ konzentrieren sich die Blicke von Kaffeehausbesuchern, lauter signierten (!) Personen, die (...)“ – p. 158: „Um so wichtiger war es, den lokalen Offizianten nichts ‚durchgehen‘ zu lassen. Weder durften deren Altersgebrechen, noch ihre unzureichende Ausbildung zur *Einfallschneise* (Ausdruck!) für ‚verdächtige Subjekte‘ werden.“ – „Begegnen“ wird öfters falsch verwandt, so z. B. auf p. 161: „In Alltagsszenen begegnete in den Darstellungen auch wiederholt jener Schutzmann (...)“; wie auch auf p. 168 u. p. 174. – p. 161: „... (zeigt) drei Uniformierte (...), wie sie einen (...) Mann (...) abführten und *einer davon* (von ihnen!) auf den offenbar Verhafteten auch noch (...) einhaut.“ – p. 163 s.: „Unter der Überschrift (...) beginnt damit eine (...) Serie von Abbildungen, *denen* (in denen!) dieses ‚dunkle Deutschland‘ vorgestellt wurde.“ – p. 164: „sie attackieren und knüppeln eine Mutter und *ihr* (deren!) kleines Kind (...)“ – p. 164: „... im August wird ein kleines Kind mit *ihrer* Mutter (seiner!) geprügelt.“

wissermaßen von selbst stellt. Die von den beiden Autoren angebotene Interpretation bezieht:

„Syntax‘ auf eine Ordnung von Vorstellungen, Bildern und sozialen Praxen, in und mit denen ‚anständige Gesellschaft‘ wie Obrigkeit den physischen und den sozialen Raum organisieren. Dieses Subjekt ist es(!), das die Normen setzt. Diejenigen, die diesen Normen nicht entsprechen und die mögliche Gegen-Subjekte sind, werden markiert; sie ‚gehören‘ an den Rand oder nach draußen. Um diese Grundregeln von Ein- und Ausgrenzen – oder: von Herrschaft und Gesellschaft (!) – in Aktion zu zeigen, verwendet der Bildautor in der Personzeichnung ein Instrumentarium von Körpergesten und -haltungen, nicht zuletzt von *accessoires*. (...).

Während das ‚Subject‘ ... populären Klischees wie den ‚bürgerlichen‘ und zugleich den staatlichen Normen von der ‚anrühigen‘ Person aus den ‚niedren Volksklassen‘ zu entsprechen scheint, ist das ‚Object‘ in anderer Weise eindeutig. Uniformierte Vertreter der Obrigkeit fehlen auf der Szene. Während die alte Frau [das ‚Subject‘ in der oberen Bildhälfte, H. T.] auf eisige Abwehr trifft, ist es hier anders. Männer aus ‚besseren Kreisen‘ lassen ihre Blicke wohlgefällig, vielleicht lüstern schweifen. (...). Das ‚Object‘ erotischer Phantasien und sexueller Lüste [eine junge, extravagant gekleidete Frau, H. T.] ist begehrt – und verachtet. Individuelle Extravaganz oder gar ‚Ruchlosigkeit‘ gefährdet(!) nicht die herrschenden Regeln und Verhältnisse. Staatliche (Polizei-)Kontrolle ist entbehrlich“ (p. 155 s.).“

Eine dem Erfahrungshorizont des damaligen, mit Bildungswissen ausgerüsteten Bildbetrachters eher entsprechende Sehweise, die auch der heutige Betrachter nachvollziehen kann, ohne spezifisches Analysewissen aktivieren zu müssen, erhält man, wenn man „Syntax“ gemäß der griechischen Herkunft von „syntaxis“ (bzw. syntattein) in der Bedeutung von „Anordnung“ (bzw. zusammenstellen) liest. D.h. das obere wie das untere Bild zeigen Anordnungen von Personen (Gruppierungen), und diese Anordnungen gilt es zu einem Bild, zu einer Aussage, zusammenzusetzen. Das „Bilderrätsel“ läßt sich lösen, wenn man danach fragt, warum *die Frau*, das „Subject“ im oberen Bild, mit den *äußerlich wahrnehmbaren Merkmalen*: allein, alt, einfache/ärmliche Kleidung (die auf Zugehörigkeit zur Unterschicht hinweist), *mit der Frau*, dem „Object“ im unteren Bild, mit den *äußerlich wahrnehmbaren Merkmalen*: allein (d.h. ohne entsprechende männliche Begleitperson), extravagante Kleidung (die auf Mittelschicht-, wenn nicht Oberschichtzugehörigkeit hinweist) *in Parallele gesetzt* wird. Der „Witz“ der Bilder-Anordnung beruht ja darauf, daß das auf den ersten Blick *gegensätzliche Erscheinungsbild* der beiden Frauen wahlver-

wandte Züge erhält, weil an beide Frauen infolge ihres Äußeren die Frage nach ihrem Lebensunterhalt herangetragen wird; sowohl von den Personen, die der Zeichner der Bilderfolge jeweils auftreten läßt, als auch von den damaligen wie heutigen Bildbetrachtern.

Im Fall der alten Frau fällt die Antwort auf diese Frage allein schon durch die Anordnung der auf diesem Bild agierenden Personen relativ *eindeutig* aus. Die Sehweise der Polizei: Auf ein „heruntergekommenes Subjekt“ muß man ein Auge haben, es könnte ja vom Betteln oder Stehlen leben, ist die vorherrschende; wohlgekleidete Passanten, unter ihnen auch solche mit Zylinder (Hut) und Spazierstock – den „Symbolen des geborenen gentleman“ und der Muße, allesamt Zeichen, daß ihre Träger einen „Weißen-Kragen-Beruf“ ausüb(t)en²³ – beobachten die Szene vor ihren Augen und geben sich, um einen damaligen Zeitgenossen, nämlich Simmel,²⁴ zu zitieren – *blasiert*. Der ansonsten übliche Vorwurf der Zeitgebundenheit kehrt sich hier ins Positive, da diese ja Vertrautsein mit damals typischen Ausdrucks- und Verhaltensweisen bedeutet.

Im unteren Bild, dem „Gruppenbild mit Dame“,²⁵ richten sich die Blicke der an den Nachbartischen sitzenden, gutgekleideten Personen auf das „Objekt“, das infolge seiner extravaganten Kleidung und des Umstandes, daß keine männliche Begleitperson sichtbar ist, die bürgerliche Imagination der Umsitzenden wie der Bildbetrachter herausfordert: handelt es sich um den herausfordernden Auftritt einer emanzipierten Frau oder ist die „Dame“ gar käuflich oder ließ sie sich zu den „spezifisch großstädtischen Extravaganzen des Apartseins, der Kaprice, des Pretiösentums“ hinreißen, deren Sinn, wie Simmel (1957, p. 239 ss.) bemerkt, in „seiner Form des Andersseins, der Sich-Heraushebens und dadurch Bemerklich-Werdens liegt“, also den Versuch darstellt, „in den Dimensionen des großstädtischen Lebens die eigene Persönlichkeit zur Geltung zu bringen.“ Simmels

²³ THORSTEIN VEBLEN, *Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen*, München 1971, p. 130 u. p. 196.

²⁴ Die Großstädte und das Geistesleben, in: *Brücke und Tür. Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft*, im Verein mit MARGARETE SUSMAN hg. von MICHAEL LANDMANN, Stuttgart 1957, pp. 227–242, p. 232 s.

²⁵ Da die „Dame“ sich im Mittelpunkt des Gruppenbilds befindet, ist dieser Ausdruck vertretbar; allerdings handelt es sich nicht um die einzige Dame auf dem Bild. Unter den zum Gruppenbild arrangierten 7 Personen befinden sich nämlich auch drei Damen, die übrigens das „Object“ strenger visieren als die vier Herren an den Nachbartischen.

Hinweis mag auch die mit beiden Bildunterschriften gewollte Ambivalenz besonders betonen, daß das „Object“ eine listige Metonymie des (einzigen) Subjekts ist: das „Object“ und nicht das „Subject“ bekommt vom Zeichner der Bilderfolge Persönlichkeit zugesprochen.

Die Situationsdefinition ist demnach bei dem „Gruppenbild mit Dame“ erheblich *mehrdeutiger*. Im Bild wird dies dadurch unterstrichen, daß die dort abgebildeten Personen sich hinsichtlich ihrer „persönlichen Fassade“ (Kleidung, Haltung, Mimik) ziemlich ähnlich sind. Zum einen bedeutet dies: Wo Mode im Spiel ist, geht es nicht nur um individuelle Differenzierung und Distinktion, sondern immer auch um Nachahmung, die Schichtgrenzen unsichtbar machen will. Zum anderen könnten die angesprochenen Ähnlichkeiten im Erscheinungsbild auch darauf hindeuten, daß „der Abweichler und der Konformist (...) Menschen derselben Kultur, Geschöpfe derselben Phantasie (sind)“, mit der Folge, „daß die gefürchtetsten und die geachtetsten Verhaltensstile einander oft widerzuspiegeln scheinen – so genau sogar, daß der Betrachter aus einer anderen Zeit sie nicht immer auseinander halten kann.“²⁶ Dem heutigen Betrachter vermittelt das „Gruppenbild mit Dame“ den Eindruck von Normalität, den der Simplicissimus-Leser ebenfalls gewonnen hätte, wenn auf den leeren Stuhl am Tisch der Dame eine entsprechende männliche Begleitperson placiert worden wäre.

Die in Parallele gesetzten Bilder machen *evident*, daß die Instanzen sozialer Kontrolle (repräsentiert durch die beiden Polizisten) wie die Gruppenöffentlichkeit bei der Ausübung sozialer Kontrolle „darauf angewiesen (sind), aus äußeren Indikatoren Verdacht zu schöpfen“, sich von solchermaßen Verdächtigten ein „Bild“ zu machen, jenes „Bild“, das der Zeichner des Simplicissimus im Bild festgehalten hat. Polizei wie Gruppenöffentlichkeit wenden verdachtsgeleitete Strategien an und entwerfen verdachtsgeleitete Realitätskonstruktionen, die das eigene Handeln anleiten.²⁷ Möglicherweise vermag die Bilderfolge beim Betrachter weitergehende Prozesse der Reflexion auszulösen, die sich nicht darauf beschränken, sich die jeweils geläufigen (und insofern auch zeitgebundenen) Situationsdefinitionen und Realitätskon-

²⁶ KAI T. ERIKSON, Die widerspenstigen Puritaner. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens, Stuttgart 1978, p. 29.

²⁷ JOHANNES FEEST, ERHARD BLANKENBURG, Die Definitionsmacht der Polizei. Strategien der Strafverfolgung und soziale Selektion, Düsseldorf 1972, inbs. Kap. III: Die Situation des Verdachts, p. 35 ss.

struktionen zu vergegenwärtigen. Dann genügte es aber nicht, bloß „(Sinn-)Bilder im Kopf“ (p. 153) zu haben, gefragt wäre auch und vor allem ein „Analysewissen“, wie es auch jeder andere Interpret verfügbar haben muß (allerdings nicht in Fußnoten „gebunkert“ in der Form von zahlreichen Literaturangaben, die dem Leser die Aufgabe zuweisen, einen Textbezug herzustellen). Ein mit „Analysewissen“ ausgerüsteter Betrachter könnte sich beispielsweise auf Erikson (1978, p. 19 ss.) berufen und die im Bild aufgezeigten Erfahrungszonen in das Konzept der „grenzerhaltenden Gemeinschaft“ integrieren:

„Eine menschliche Gemeinschaft (...) können wir insofern als grenzerhaltend bezeichnen, als ihre Mitglieder sich auf einen bestimmten Bewegungsradius beschränken und jedes Verhalten, das aus diesem Radius herausfällt, als irgendwie unpassend oder unmoralisch betrachten (...). [...] Menschliches Verhalten hat einen gewaltigen Variationspielraum, aber jede Gemeinschaft zieht symbolische Grenzen um einen bestimmten Ausschnitt dieses Spielraums (...). Diese symbolischen Linien sind sozusagen die Grenzen der Gemeinschaft.“

Ein solcher Betrachter würde möglicherweise auch über die vom Zeichner der Bilderfolge aufgeworfene Frage fundierter nachdenken, ob die „Grenzen“ noch richtig gezogen sind und möglicherweise verschoben werden müßten. Er würde aber auch herausfinden, daß die „Grundregeln von Ein- und Ausgrenzen“ (p. 156) hier nicht auf die Dichotomie von „oben“ und „unten“, von Herrschenden und Beherrschten, anzuwenden sind, sondern vielmehr die Konstitutionsbedingungen von Gesellschaft bezeichnen, wie sie vom Konzept der „normativen Konstruktion von Gesellschaft“ erfaßt werden, welches auf den Wechselwirkungs- und Gegenseitigkeitscharakter sozialer Beziehungen im Sinne sozial konstruierter Verhaltensregelmäßigkeiten abstellt.²⁸

Das Jahrbuch Nr. 6 hat mit der in den hier behandelten Beiträgen überwiegend nur implizit aufgeworfenen Frage nach dem Wirklichkeitsbezug von Texten, nach der Grenze zwischen Faktum und Fiktion, eine Aktualität gewonnen, die dazu beitragen könnte, die vom gegenwärtigen „Historikerstreit“²⁹ zur (Neu-)Orientierung der Geschichtswissenschaft ausgehenden Anstöße auch für die Verwaltungsgeschichte fruchtbar zu machen.

²⁸ HEINRICH POPITZ, Die normative Konstruktion von Gesellschaft, Tübingen 1980.

²⁹ Vgl. statt vieler: IGGERS 1993 (oben Fn. 11); Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion, hg. von CHRISTOPH CONRAD und MARTINA KESSEL, Stuttgart 1994.